

DAN WELLS

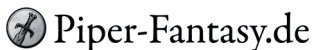
Mr. Monster

Thriller

Aus dem Amerikanischen
von Jürgen Langowski

Piper München Zürich

Entdecke die Welt der Piper Fantasy:



Deutsche Erstausgabe

Juni 2010

© Daniel A. Wells 2010

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe:

© Piper Verlag GmbH, München 2010

Übersetzung der Gedichtzeile aus »Alone« von Edgar Allan Poe:

Walter A. Aue (o-TransList.html)

Umschlagkonzeption: semper smile, München

Umschlaggestaltung: Guter Punkt, München | www.guter-punkt.de

Umschlagabbildung: Anke Koopmann/Guter Punkt

Autorenfoto: Micah Demoux

Satz: C. Schaber Datentechnik, Wels

Papier: Munken Print von Arctic Paper Munkedals AB, Schweden

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany ISBN 978-3-492-26726-7

ETNS

Es war ein Uhr morgens, und ich starrte die Katze an.

Wahrscheinlich war sie weiß, aber das konnte ich im Dunkeln nicht genau erkennen. In dem spärlichen Mondlicht, das durch die geborstenen Scheiben hereinfiel, wirkte der Raum viel älter. Wie eine Szene in einem Schwarz-Weiß-Film. Die Betonwände waren grau, ebenso die verbeulten Fässer, die Bretterstapel und die halb leeren Lackdosen, und mittendrin saß die graue Katze und wollte nicht weichen.

Ich kippte die Plastikflasche, die ich mitgebracht hatte, hin und her und hörte das Benzin darin schwapfen. In der Hosentasche hatte ich ein Streichholzbriefchen, vor mir lag ein Haufen ölerschmierter Lappen. Hier drinnen gab es genügend altes Holz und Chemikalien, um ein spektakuläres Feuer zu nähren. Ich musste dringend einen Brand legen, wollte aber der Katze nicht wehtun. Ich wagte nicht einmal, sie zu verscheuchen, weil ich Angst hatte, vollends die Beherrschung zu verlieren.

Also starrte ich sie nur an und wartete. Sobald sie verschwand, war dieser Bau Geschichte.

Es war Ende April, endlich gewann der Frühling die Oberhand und verwandelte das langweilige gefrorene Clayton County in ein fröhliches grünes Land. Größtenteils lag das natürlich daran, dass der Clayton-Killer uns endlich in Ruhe ließ. Die entsetzliche Mordserie hatte sich über fast fünf Monate hingezogen, bis er ganz plötzlich damit aufgehört hatte. Seit Januar hatten wir nichts mehr von ihm gehört. Danach hatte die Stadt noch zwei Monate lang vor Furcht den Kopf eingezogen, alle hatten abends Türen und Fenster verrammelt und sich am Morgen kaum getraut, den Fernseher einzuschalten, weil sie fürchteten, in den Frühnachrichten schon wieder eine verstümmelte Leiche zu erblicken. Doch es war nichts weiter geschehen, und so hatten wir allmählich die Überzeugung gewonnen, dass es wirklich vorbei war und dass wir keine Leichen mehr wegräumen mussten. Die Sonne stieg höher, der Schnee schmolz, und die Menschen lächelten wieder. Wir hatten es überstanden. Seit einem Monat breitete sich in Clayton so etwas wie verhaltene Zuversicht aus.

Übrigens war ich der Einzige, der sich die ganze Zeit über keinerlei Sorgen gemacht hatte, denn ich wusste ganz genau, dass der Clayton-Killer schon im Januar ein für alle Mal aus dem Verkehr gezogen worden war. Immerhin hatte ich ihn selbst umgebracht.

Endlich rührte sich die Katze, nahm den Blick von mir, senkte den Kopf und leckte sich eine Pfote. Reglos stand ich da und hoffte, sie würde mich irgendwann

einfach vergessen und nach draußen laufen, um Mäuse zu fangen oder so. Katzen gehen ja angeblich nachts auf die Jagd, und auch diese musste früher oder später mal etwas fressen. Schließlich zog ich meine Uhr aus der Hosentasche – eine billige Armbanduhr, von der ich die Plastikriemen abgerissen hatte – und vergewisserte mich noch einmal, wie spät es war. Fünf nach eins. Das brachte doch nichts.

Das Gebäude war vor vielen, vielen Jahren als Nachschublager für eine Baufirma errichtet worden. Damals, als das große Sägewerk noch neu war und die Leute noch dachten, aus Clayton County könne mal etwas werden. Dazu war es jedoch nicht gekommen. Das Sägewerk hatte irgendwie überlebt, aber die Baufirma hatte nur Verluste gemacht und den Laden bald wieder geschlossen. In den Jahren danach war ich nicht der Einzige gewesen, der das aufgegebene Gebäude benutzt hatte. Die Wände waren mit Graffiti beschmiert, auf dem Boden lagen leere Bierdosen und Verpackungen herum. Hinter ein paar Paletten hatte ich sogar eine Matratze entdeckt, wahrscheinlich der Unterschlupf eines Landstreichers. Ich fragte mich, ob der Clayton-Killer auch ihn erwischt hatte, bevor ich ihn ausgeschaltet hatte. Wie auch immer, die Matratze war verschimmelt und lange nicht mehr benutzt worden. Vermutlich war den ganzen Winter über niemand hier gewesen. Als sich mir endlich die richtige Gelegenheit bot, bildete die schräg aufgestellte Matratze einen wichtigen Teil meines sorgfältig vorbereiteten Feuers.

An diesem Abend konnte ich allerdings nichts weiter tun. Ich habe nämlich Regeln, sehr strenge Regeln sogar,

und die allererste lautet: *Quäl keine Tiere*. Die Katze hatte mich somit zum vierten Mal daran gehindert, das Lagerhaus niederzubrennen. Vielleicht hätte ich dafür sogar dankbar sein sollen, aber ... ich musste dringend etwas abfackeln. Irgendwann würde ich mir diese verdammte Katze schnappen und ... *nein*. Ich würde ihr nichts antun. Ich würde nie wieder irgendjemandem irgendetwas antun.

Tief durchatmen.

Ich stellte die Flasche mit dem Benzin weg. Mir blieb nicht mehr genug Zeit, um auf die Katze zu warten. Vielleicht konnte ich wenigstens etwas Kleineres verbrennen. Also schleppte ich eine hölzerne Palette nach draußen und ging wieder rein, um das Benzin zu holen. Die Katze war noch da, sie hatte sich auf einem unregelmäßigen Flecken Mondlicht niedergelassen und beobachtete mich.

»Eines Tages«, drohte ich ihr. Dann drehte ich mich um und ging hinaus, tröpfelte etwas Benzin auf die Palette, gerade genug, damit sie leicht Feuer fing, und stellte den Behälter neben mein Fahrrad, möglichst weit vom Feuer entfernt. Immer an die Sicherheit denken. Die Sterne leuchteten hell, und der Wald schien sehr nahe, doch das Lagerhaus stand auf einer Lichtung aus Kies und totem Gras. Irgendwo hinter den Bäumen rauschte der Verkehr auf dem Interstate, große Trucks und hin und wieder ein Auto.

Ich kniete vor der Palette nieder, roch die Benzindämpfe und holte die Streichhölzer heraus. Die Mühe, die Bretter zu zerbrechen und ein richtiges Feuer aufzu-

schichten, machte ich mir gar nicht erst. Ich riss ein Streichholz an und ließ es aufs Benzin fallen. Sofort stiegen helle gelbe Flammen empor. Zuerst fraßen sie den Treibstoff, ganz langsam griffen sie auch auf das Holz über. Ich sah gespannt zu, lauschte auf das Knacken und Knistern, während die eingeschlossene Feuchtigkeit in der Hitze verdampfte. Sobald das Holz gut brannte, packte ich die Palette an einer sicheren Ecke und stellte sie hoch, um den Flammen weitere Nahrung zu geben. Etwas später drehte ich sie noch einmal um, damit das Feuer auch das restliche Holz erreichen konnte. Die Flammen bewegten sich wie Lebewesen, tasteten mit dünnen gelben Fingern die Nahrung ab, kosteten sie, griffen gierig danach und verschlangen sie.

Das Feuer breitete sich rasch aus, besser sogar, als ich es erwartet hätte. Es wäre eine Schande, es nur für eine einzige Palette zu verschwenden.

So schleppte ich noch eine zweite aus dem Lagerhaus herbei und warf sie in die Flammen, die inzwischen hoch genug brannten, um zu tosen und zu knacken. Entzückt machten sie sich über das neue Stück Holz her, und ich lächelte wie der stolze Besitzer eines klugen Hunds. Das Feuer war mein Haustier, mein Gefährte und mein einziges Ventil. Wenn Mr. Monster in mir lärmte, ich solle meine Regeln brechen und jemandem wehtun, konnte ich ihn mit einem guten Feuer immer besänftigen. Schon griffen die Flammen auf die zweite Palette über, ich vernahm das dumpfe Tosen, mit dem sie den Sauerstoff anzogen, und lächelte. Sie verlangten nach frischer Nahrung, also ging ich hinein und

holte noch zwei Paletten. Etwas mehr konnte nicht schaden.

»Tu mir bitte nicht weh!«

Ich mochte es sehr, wenn sie das sagte. Irgendwie und aus irgendeinem Grund rechnete ich immer damit, dass sie fragte: »Wirst du mir jetzt wehtun?« Doch dazu war sie viel zu klug. Sie war im Keller an die Wand angekettet, und ich hielt ein Messer in der Hand. Natürlich würde ich ihr wehtun. Brooke stellte keine dummen Fragen, und das war einer der Gründe dafür, dass ich sie so mochte.

»Bitte, John, ich flehe dich an. Bitte, tu mir nicht weh!«

Das hätte ich mir stundenlang anhören können. Es gefiel mir, weil sie damit direkt zur Sache kam: In dieser Situation lag die ganze Macht in meinen Händen, und das wusste sie. Ganz gleich, was sie wollte, ich war der Einzige, der es ihr geben konnte. In diesem Raum, mit dem Messer in der Hand, war ich ihre ganze Welt und verkörperte alle ihre Hoffnungen und Ängste. Ich war ihr Ein und Alles.

Fast unmerklich bewegte ich das Messer, und sofort stieg meine Erregung, als ihr ängstlicher Blick der Klinge folgte: erst nach links, dann nach rechts, nach oben, nach unten. Es war ein intimer Tanz, unsere Gedanken und Körper in höchster Harmonie.

So hatte ich mich schon einmal gefühlt, als ich meine Mutter in der Küche mit einem Messer bedroht hatte. Damals hatte ich aber noch nicht gewusst, dass Brooke

die Einzige war, bei der es mir wirklich etwas bedeutete. Nur zu Brooke wollte ich wirklich eine Beziehung herstellen.

Ich hob das Messer und tat einen Schritt auf sie zu. Wie eine Partnerin beim Tanz bewegte sich auch Brooke und presste sich mit dem Rücken an die Wand. Sie riss die Augen weit auf, ihr Atem beschleunigte sich. *Eine vollkommene Verbindung.*

Vollkommen.

Alles war vollkommen – genau, wie ich es mir tausendmal ausgemalt hatte. So wurde Phantasie zur Realität, ein derart vollkommenes Szenario, dass es mich fast überwältigte. Brooke heftete die großen Augen unverwandt auf mich. Sie schauderte, als ich die Hand nach ihr ausstreckte, nach ihrer hellen Haut. Gefühle stiegen in mir auf, brodelten, kochten über, versengten mich.

Das ist falsch. Es ist genau das, was ich immer wollte, und genau das, was ich immer vermeiden wollte. Richtig und falsch zugleich.

Ich kann Traum und Albtraum nicht mehr unterscheiden.

Es gab nur eine Möglichkeit, die Sache zu beenden. Die Art und Weise, wie es immer endete. Ich rammte Brooke das Messer in die Brust, sie kreischte, und ich wachte auf.

»Aufstehen«, sagte Mom noch einmal und schaltete das Licht ein. Stöhnend drehte ich mich um. Ich hasste das Aufwachen, aber den Schlaf hasste ich noch mehr – viel zu viel Zeit, die ich allein mit meinem Unterbewusstsein verbringen musste. Mühsam stemmte ich mich hoch

und schnitt eine Grimasse. *Schon wieder ein Albtraum, und höchstens zwanzig Stunden, bis der nächste beginnt.*

»Heute ist ein wichtiger Tag«, verkündete Mom und zog die Jalousien vor meinem Fenster hoch. »Nach der Schule hast du einen Termin bei Clark Forman. Komm schon, steh auf!«

Ich blinzelte müde. »Muss ich denn wirklich schon wieder zu Forman?«

»Ich hab's dir doch letzte Woche erklärt«, sagte sie. »Wahrscheinlich eine weitere Aussage.«

»Meinetwegen.« Ich stieg aus dem Bett und wollte duschen, doch Mom versperrte mir den Weg.

»Wartet!«, ermahnte sie mich streng. »Was dürfen wir nicht vergessen?«

Seufzend sagte ich mit ihr zusammen unseren rituellen Morgenspruch auf: »Heute will ich gute Gedanken denken und jedem, der mir begegnet, ein Lächeln schenken.« Zufrieden klopfte sie mir auf die Schulter. Manchmal hätte ich einfach lieber nur einen Wecker gehabt.

»Cornflakes oder Cheerios?«

»Ich kann mir mein Müsli selbst machen«, wehrte ich ab und drängelte mich an ihr vorbei ins Bad.

Meine Mom und ich lebten über der Leichenhalle in einem stillen kleinen Viertel am Rand von Clayton. Genau genommen wohnten wir sogar schon jenseits der Stadtgrenze, weshalb wir eigentlich zum County gehörten, doch der Bezirk war insgesamt so klein, dass sich eigentlich niemand darum kümmerte, wo die Grenzen verliefen. Wir lebten eben in Clayton, und dank der Leichenhalle gehörten wir zu den wenigen Familien,

in denen nicht mindestens ein Mitglied im Sägewerk arbeitete. Man hätte meinen können, in einer Kleinstadt wie dieser seien nicht genügend Leichen angefallen, damit sich eine Leichenhalle rentierte, und das stimmt sogar. Das vergangene Jahr war ziemlich schwierig gewesen, und wir hatten Mühe gehabt, alle Rechnungen zu begleichen. Mein Dad zahlte zwar Alimente, genauer gesagt, die Behörden behielten es zwangsweise von seinem Lohn ein, aber das reichte immer noch nicht. Im letzten Herbst war allerdings der Clayton-Killer aufgetaucht und hatte uns reichlich Arbeit verschafft. Der anständige Teil in mir hatte es traurig gefunden, dass so viele Leute sterben mussten, damit unser Geschäft gut lief, aber Mr. Monster war total begeistert gewesen.

Mom wusste natürlich nichts von Mr. Monster. Allerdings war ihr bekannt, dass man bei mir eine Verhaltensstörung diagnostiziert hatte. Das ist die höfliche Umschreibung dafür, dass ich ein Soziopath bin. Offiziell heißt es eigentlich *antisoziale Persönlichkeitsstörung*, aber so dürfen sie es nur bei Patienten nennen, die mindestens achtzehn sind. Ich würde in einem Monat sechzehn werden, also hatte ich eine Verhaltensstörung.

Ich schloss mich im Bad ein und starrte den Spiegel an. Er war voller Haftnotizen, die Mom dort angebracht hatte, damit wir wichtige Dinge nicht vergaßen – nicht den alltäglichen Kram wie Termine, sondern langfristige *Lebensregeln*. Manchmal hörte ich, wie sie eine davon auf sagte, während sie sich morgens fertig machte, »Heute wird der schönste Tag meines Lebens« und ähnlicher

Krampf. Auf dem größten Zettel standen Hinweise, die sie eigens für mich aufgeschrieben hatte. Es handelte sich um eine Regelliste auf liniertem rosafarbenem Papier, die in einer Ecke des Spiegels klebte. Die Regeln hatte ich selbst vor Jahren aufgestellt, um Mr. Monster unter Verschluss zu halten. Bis zum letzten Jahr, als ich ihn hatte herauslassen müssen, hatte ich mich peinlich genau danach gerichtet. Inzwischen hatte Mom es übernommen, die Befolgung zu überwachen. Jedes Mal beim Zähneputzen las ich die Liste durch.

Regeln

Ich werde keine Tiere quälen.

Ich werde nichts verbrennen.

Wenn ich schlecht über jemanden denke, schiebe ich die Gedanken weg und sage etwas Nettes über den Betreffenden.

Ich werde Menschen nicht es nennen.

Wenn ich Lust habe, jemanden zu verfolgen, beachte ich ihn eine ganze Woche lang nicht, soweit es mir möglich ist.

Ich werde niemanden bedrohen, auch nicht indirekt.

Wenn jemand mich bedroht, werde ich mich zurückziehen.

Offensichtlich war die Regel, die das Verbrennen betraf, längst überholt. Mr. Monster war ausgesprochen beharrlich, andererseits erwies sich die Überwachung meiner Mutter als äußerst restriktiv. Eine der Seiten musste schließlich nachgeben, und genau dort geschah es dann. Feuer anzünden – kleine, leicht zu beherrschende Feuer, die niemandem wehtun konnten – war ein Sicherheitsventil, mit dem ich den ganzen Druck ablassen konnte,

der sich in meinem Innern aufgebaut hatte. Es war eine Regel, die ich brechen *musste*, wenn ich überhaupt darauf hoffen wollte, mit anderen Menschen zusammenzuleben. Natürlich verriet ich Mom nicht, was ich so trieb; ich ließ die Regel einfach auf der Liste stehen und übertrat sie.

Ehrlich gesagt war ich für Moms Hilfe sogar dankbar, aber ... es war schwierig, sie Tag für Tag ertragen zu müssen. Ich spuckte die Zahnpasta ins Waschbecken, spülte mir den Mund aus und zog mich an.

Beim Frühstück verfolgte ich im Wohnzimmer die Frühnachrichten, während Mom hinter mir den Flur saugte, so weit das Kabel reichte. »Gibt es heute etwas Interessantes in der Schule?«, fragte sie.

»Nein«, erwiderte ich. Auch in den Nachrichten lief nichts Spannendes – oder jedenfalls keine Berichte über Todesfälle in der Stadt, und die waren mir gewöhnlich das einzig Wichtige. »Glaubst du wirklich, ich soll bei Forman noch eine weitere Aussage machen?«

Mom schwieg einen Moment lang hinter mir, und ich wusste genau, was sie dachte – in jener Nacht war es zu gewissen Ereignissen gekommen, die wir der Polizei bis heute nicht erzählt hatten. Es ist eine Sache, wenn ein Serienmörder auf Sie losgeht, aber wenn sich dieser Serienmörder als Dämon entpuppt und vor Ihren Augen zu Asche und schwarzem Matsch zerschmilzt, wie sollen Sie das jemandem erklären, ohne ins Heim gesteckt zu werden?

»Die wollen sich bestimmt nur vergewissern, dass sie alles richtig in den Akten haben«, beruhigte sie mich.

»Wir haben ihnen alles erzählt, was es zu erzählen gibt.«

»Alles bis auf den Dämon, der versucht hat ...«

»Darüber wollen wir nicht reden«, unterbrach Mom mich streng.

»Können wir nicht einfach so tun, als ...«

»Darüber wollen sie nicht reden«, wiederholte Mom. Sie gab so gut wie nie zu, dass wir tatsächlich einen Dämon gesehen hatten. Ich dagegen wollte unbedingt mit jemandem darüber sprechen, doch leider weigerte sich der einzige Mensch, mit dem ich mich hätte austauschen können, auch nur darüber nachzudenken.

»Ich habe ihm doch schon siebenundzwanzigmal alles andere erzählt«, antwortete ich und schaltete auf einen anderen Kanal um. »Entweder ist er misstrauisch, oder er ist ein Idiot.« Auf dem neuen Kanal war so wenig los wie auf dem vorigen.

Mom überlegte kurz. »Denkst du schlecht über ihn?«

»Ach, nun hör doch auf, Mom!«

»Das ist wichtig.«

»Damit komme ich ganz gut allein zurecht.« Ich legte die Fernbedienung weg. »Ich komme sogar schon ziemlich lange allein damit zurecht. Es ist wirklich nicht nötig, dass du mich ständig an jede Kleinigkeit erinnerst.«

»Denkst du jetzt gerade schlecht über mich?«

»Ich fange so langsam damit an, ja.«

»Und?«

Ich verdrehte die Augen. »Du siehst heute toll aus«, sagte ich.

»Du hast mich nicht mehr angesehen, seit du den Fernseher eingeschaltet hast.«

»Ich muss nicht ehrlich sein. Es reicht, wenn ich etwas Nettes sage.«

»Aufrichtigkeit hilft dir aber ...«

»Weißt du, was mir hilft?« Ich stand auf und trug die leere Müslischale in die Küche. »Wenn du aufhören würdest, mich ständig zu nerven. Die Hälfte der schlechten Gedanken, die ich habe, entstehen nur, weil du mir andauernd im Nacken sitzt.«

»Lieber ich als jemand anders!«, rief sie ungerührt aus dem Flur herüber. »Ich weiß ja, dass du mich zu lieb hast, um mir etwas Schlimmes anzutun.«

»Mom, ich bin ein Soziopath. Ich liebe niemanden. So ist das definiert.«

»Ist das etwa eine versteckte Drohung?«

»O nein, zum ... das war keine Drohung. Ich geh jetzt.«

»Und?«

Ich kehrte in den Flur zurück und starrte sie verzweifelt an. Wir sagten es noch einmal auf. »Heute will ich gute Gedanken denken und jedem, der mir begegnet, ein Lächeln schenken.« Ich schnappte meinen Rucksack und wandte mich noch einmal zu ihr um.

»Du siehst heute wirklich toll aus«, sagte ich.

»Wofür war das denn?«

»Das willst du nicht wissen.«

ZWEY

Ich ließ meine Mom stehen und ging nach unten zur Seitentür, die den gemeinsamen Ausgang unserer Wohnung im ersten Stock und des Beerdigungsinstituts im Erdgeschoss darstellte. Dort gab es zwischen den Türen und der Treppe einen kleinen Absatz, wo ich für einen Moment stehen blieb und tief durchatmete. Wie jeden Morgen sagte ich mir, dass Mom mich nur unterstützen wollte – dass sie meine Probleme erkannt hatte und mir dabei helfen wollte, sie auf die einzige Art und Weise zu bewältigen, die ihr zur Verfügung stand.

Ich hatte gehofft, es würde mir leichter fallen, meine Regeln zu befolgen, wenn ich sie ihr beschrieb – als würde ich damit mehr Verantwortung für ihre Einhaltung übernehmen –, doch sie übte eine unerträgliche Kontrolle über mich aus, und inzwischen wusste ich weder ein noch aus. Es machte mich verrückt.

Buchstäblich.

Meine Regeln sollten andere Menschen schützen und mich davor bewahren, etwas Falsches zu tun. Ich musste

Situationen meiden, in denen ich jemandem wehtun konnte. Das Potenzial dazu war eindeutig vorhanden.

Im Alter von sieben Jahren entdeckte ich die große Leidenschaft meines Lebens: Serienmörder. Mir gefiel natürlich nicht, was sie taten – ich wusste, dass es falsch war –, aber ich war davon fasziniert, wie und warum sie es taten. Am stärksten beeindruckte mich nicht etwa, dass sie anders waren, sondern wie ähnlich sie einander und auch mir waren. Als ich mehr darüber las und einiges darüber wusste, zählte ich bald im Kopf alle typischen Warnzeichen auf: chronisches Bettnässen, Pyromanie, Tierquälerei. Hoher Intelligenzquotient und schlechte Zensuren, eine einsame Kindheit ohne echte Freunde, schwierige Verhältnisse im Elternhaus und ein gestörtes Familienleben. Diese und Dutzende weiterer Merkmale können einen Serienmörder auszeichnen, und ich hatte sie alle. Es ist ein großer Schock, wenn man erkennt, dass die einzigen Menschen, mit denen man Gemeinsamkeiten hat, psychopathische Killer sind.

Das Problem bei diesen Merkmalen ist die Tatsache, dass sie nicht in Stein gemeißelt sind. Die meisten Serienmörder weisen sie als Kinder auf, doch die meisten Kinder, die sie aufweisen, werden niemals zu Serienmördern. Der Übergang ist ein Weg, den man schrittweise geht, man stolpert von einer falschen Entscheidung zur nächsten, legt noch einmal nach oder geht noch ein Stück weiter, bis man am Ende lauter Leichen im Keller und im Wohnzimmer einen Schrein voller Schädel hat. Als mein Dad uns verließ und ich so wütend war, dass ich jeden, den ich kannte, am liebsten umgebracht

hätte, fand ich es an der Zeit, etwas gegen meine Ausbrüche zu unternehmen. Deshalb stellte ich Regeln auf, die mir helfen sollten, so normal, glücklich und gewaltlos zu leben, wie es mir nur möglich war.

Viele Regeln ergaben sich ganz von selbst: *Quäl keine Tiere, tu keinem anderen Menschen weh, bedroh weder Tiere noch Menschen, schlag oder tritt nichts und niemanden.* Als ich älter wurde und mich selbst besser verstand, stellte ich präzisere Regeln auf und belegte, wenn nötig, Verstöße dagegen mit Strafen: *Wenn ich jemandem wehtun will, dann muss ich ihm ein Kompliment machen. Wenn ich mich auf eine bestimmte Person fixiere, dann darf ich sie eine Woche lang nicht beachten.* Die Regeln helfen mir, einschlägige Gedanken zu meiden und gefährlichen Situationen aus dem Weg zu gehen.

Im Lauf der Zeit veränderte sich meine Welt, und dementsprechend musste ich auch die Regeln abwandeln. Die Mädchen in der Schule bekamen auf einmal Hüften und Brüste, und schlagartig spielten nicht mehr wimmernde alte Männer, sondern kreischende junge Frauen die Hauptrollen in meinen Albträumen. Deshalb stellte ich eine neue Regel auf: *Starr keine Brüste an.* Eigentlich ist es aber am einfachsten, wenn ich Mädchen einfach nicht ansehe.

Was mich auf Brooke bringt.

Brooke Watson war das schönste Mädchen in der Schule. Sie war so alt wie ich und lebte zwei Häuser weiter. Ihren Geruch konnte ich selbst in einer großen Menschenmenge jederzeit wahrnehmen. Sie hatte lange blonde Haare und Zahnsparren und lächelte so strah-

lend, dass ich mich fragte, warum sich die anderen Mädchen überhaupt noch die Mühe machten, ihr nachzueifern. Ich kannte ihren Stundenplan, ihren Geburtstag, ihr Passwort für Gmail und ihre Sozialversicherungsnummer. All das hätte ich nicht wissen dürfen. Ich hatte auch Regeln gegen Stalking, die das eigentlich verhindern sollten. Im Grunde hätte ich nicht einmal an sie denken dürfen, aber ... Brooke war etwas Besonderes.

Meine Regeln sollten dafür sorgen, dass Mr. Monster eingesperrt blieb, doch der brutale Nebeneffekt war die Folge, dass gleichzeitig alles andere draußen blieb. Wer sich dazu zwingt, die Menschen nicht zu beachten, sobald er ihnen näherkommt, wird nicht viele Freundschaften schließen. Das hat mir früher nichts ausgemacht. Es war ganz in Ordnung, dass ich die Welt nicht beachtete und jeder Versuchung aus dem Weg ging. Mom hatte allerdings ganz andere Vorstellungen, und da sie sich nun in meine Soziopathie einmischte, manövierte sie mich immer wieder in Situationen, mit denen ich nicht gut umgehen konnte. Sie beharrte darauf, ich könne mein Sozialverhalten nur verbessern, indem ich es übte. Seit sie wusste, dass ich Brooke mochte, brachte sie uns bei jeder passenden Gelegenheit zusammen. Da ich vor Kurzem den vorläufigen Führerschein erworben hatte, bestand der neueste Trick darin, mir ein Auto zu leihen und unseren Nachbarn vorzuschlagen, ich solle Brooke jeden Morgen zur Schule mitnehmen. Brookes Eltern waren sofort einverstanden, nicht zuletzt weil die nächste Bushaltestelle ungefähr acht

Blocks entfernt lag. Sie konnten ja nicht ahnen, wie oft ich davon träumte, ihre Tochter einzubalsamieren.

Ich zückte die Schlüssel und ging nach draußen. Mom hatte ein billiges Auto gekauft, das ich benutzen durfte. Es war ein himmelblauer 1971er Chevy Impala ohne Klimaanlage und Radio. Das Teil war gebaut wie ein Panzer und schwerfällig wie ein Kreuzfahrtschiff. Wenn man es einschmolz, konnte man mindestens drei Honda Civic daraus herstellen, aber ich beklagte mich nicht. Es war schön, ein Auto zu haben.

Brooke kam aus dem Haus, bevor ich den Wagen in Bewegung gesetzt hatte. Am liebsten fuhr ich zu ihr hinüber und holte sie an der Haustür ab – das kam mir höflicher vor –, doch sie hörte oft, wie ich den Motor anließ, und so trafen wir uns meist auf halbem Weg.

»Guten Morgen, John«, sagte sie, als sie neben mir saß. Ich blickte sie nicht an.

»Guten Morgen, Brooke. Können wir dann?«

»Ja, klar.«

Ich fuhr an, beschleunigte und beobachtete gewissenhaft den Verkehr. Erst an der nächsten Kreuzung mit einer Vorfahrtsstraße, wo ich mich nach links und rechts umsehen musste, warf ich ihr einen kurzen Blick zu. Sie trug ein rotes Shirt und hatte sich die Deckhaare zu einem Pferdeschwanz gebunden. Ich verzichtete darauf, ihre Kleidung näher zu betrachten, bemerkte aber aus den Augenwinkeln die nackten Beine und schloss daraus, dass sie Shorts trug. Für die Jahreszeit war es schon ziemlich warm, deshalb wäre sie mittags genau richtig angezogen. So früh am Morgen war es dagegen noch

empfindlich kühl. Bevor ich wieder anfuhr, schaltete ich die Heizung ein.

»Hast du dich auf Sozialkunde vorbereitet?«, fragte sie. Es war das einzige Fach, das wir gemeinsam hatten, deshalb unterhielten wir uns öfter darüber.

»So einigermaßen. Das Kapitel über Gruppenzwang wollte ich eigentlich nicht lesen, aber ein paar Freunde haben mich überredet, es lieber doch zu tun.«

Darauf kicherte sie, doch ich wandte mich nicht zu ihr um. Brooke war eine große Anomalie in meinem Leben – der Stolperstein, an dem alle meine Regeln zu Fall kamen und alle meine Pläne scheiterten. Mit irgendeinem anderen Mädchen hätte ich nicht einmal geredet, und sofern in meinen Träumen je ein anderes Mädchen eine Rolle gespielt hat, habe ich mir danach eine Woche lang verboten, überhaupt an sie zu denken. Sicher war sicher, und so war ich jahrelang gut gefahren.

Aufgrund der besonderen Situation, da wir nun einmal Nachbarn waren, musste ich die Regeln allerdings etwas strapazieren. Ich hatte mir eine lange Liste mit Ausnahmen zusammengestellt, um den Bereich zwischen *überhaupt nicht beachten* und *ein Messer an die Kehle setzen und entführen* abzudecken. Sie überhaupt nicht beachten, das konnte ich nicht, aber ich durfte sie auch nicht anstarren. Also hatte ich mir eine Reihe annehmbarer Verhaltensweisen zurechtgelegt:

Ich durfte am Morgen einmal ihren Namen aussprechen, wenn sie einstieg. Beim Fahren durfte ich mit ihr reden, musste dabei jedoch die Straße im Auge behal-

ten. In der Schule durfte ich sie dreimal anschauen und beim Mittagessen einmal mit ihr sprechen, aber das war es dann auch. In den Pausen musste ich ihr aus dem Weg gehen, selbst wenn das bedeutete, mich irgendwo zu verstecken. Ich durfte ihr nicht einmal folgen, wenn wir das gleiche Ziel hatten, und unter gar keinen Umständen tagsüber an sie denken. Wenn ich es doch tat, musste ich im Kopf eine Zahlenkolonne aufsagen, um diese Gedanken zu verdrängen: eins, eins, zwei, drei, fünf, acht, dreizehn, einundzwanzig, vierundzwanzig. Am allerwenigsten durfte ich sie jemals, aus welchem Grund auch immer, berühren oder irgendetwas anfassen, das ihr gehörte.

Tatsächlich hatte ich ihr, als die letzte Regel noch nicht in Kraft war, einmal etwas gestohlen, einfach nur, um es zu besitzen: einen Haarclip, der eines Tages im Auto auf dem Boden gelegen hatte. Ich hatte ihn eine Woche lang behalten wie einen Glücksbringer und dadurch die *Denk-nicht-an-sie*-Regel praktisch aufgehoben. Schließlich hatte ich ihn wieder auf den Boden gelegt und sie am nächsten Morgen darauf aufmerksam gemacht, als hätte ich ihn gerade erst gefunden. Inzwischen hatte ich mich so stark zurückgenommen, dass ich es nicht einmal mehr wagte, die Beifahrertür – ihre Tür – zu berühren, wenn es nicht unbedingt sein musste.

»Hast du dich mal gefragt, ob er nicht eines Tages zurückkommt?« Brookes Frage riss mich aus meinen Gedanken.

»Wer?«

»Der Killer«, sagte sie nachdenklich. »Wir tun so, als wäre er fort, weil er seit Monaten nicht mehr zugeschlagen hat, aber sie haben ihn bis heute nicht gefunden. Er ist immer noch irgendwo da draußen unterwegs, und er ist immer noch ... böse.«

Eigentlich redete Brooke nicht gern über den Killer und die Mordserie. Wenn sie das Thema jetzt zur Sprache brachte, machte sie sich wegen irgendetwas Sorgen.

»Kann sein, dass er sich noch irgendwo herumtreibt«, antwortete ich. »Manche Serienmörder warten zwischen den Angriffen jahrelang ab wie der BTK-Mörder, aber für gewöhnlich sind das ganz andere Killer. Unserer war ...« Beinahe hätte ich sie angeschaut. Ich beherrschte mich und heftete den Blick auf die Straße. Es war wichtig, sie nicht zu erschrecken. Viele Menschen bekamen es wirklich mit der Angst zu tun, wenn sie erkannten, wie viel ich über Serienmörder wusste. Sogar Agent Forman war bei unseren ersten Vernehmungen überrascht gewesen. Er war immerhin Kriminalbeamter, doch ich hatte einen Aufsatz über Edmund Kemper gelesen, von dem er noch nie gehört hatte. »Ich weiß nicht«, sagte ich. »Irgendwie kann ich mir kaum vorstellen, dass er noch lebt und weitermacht.«

»Ich auch nicht«, stimmte Brooke zu. »Ich denke sowieso nicht gern darüber nach, aber direkt bei uns gegenüber wohnt Mrs. Crowley, und die erinnert mich immer daran. Sie muss jetzt so einsam sein.« Mir entging nicht, dass Brooke mich ansah. »Hattest du deshalb schon mal Albträume?«

»Nein, noch nie.« Das war gelogen, denn ich hatte fast jede Nacht Albträume. Genau deshalb hätte ich am liebsten nie mehr geschlafen. Ich bemühte mich, an etwas Schönes zu denken, nickte ein und stand schlagartig im Haus der Crowleys, wo ich Mrs. Crowley einen Wecker auf den Kopf schlug. In meinen Albträumen entdeckte ich meinen Therapeuten Dr. Neblin tot in Crowleys Einfahrt. Ich träumte von Mr. Crowley – dem Clayton-Killer –, wie er sich auf einmal in einen Dämon verwandelte und eine ganze Reihe von Opfern zerstückelte und umbrachte, bis er schließlich auf Mom und mich losging. Ich hatte ihn getötet, aber danach waren die Albträume nur noch schlimmer geworden. Meist drehten sie sich darum, wie sehr ich das Töten genossen hatte und wie dringend ich es noch einmal tun wollte. Das war viel erschreckender als alles andere.

»Ich kann mir gar nicht vorstellen, wie es für dich gewesen sein muss, als du den Typ gefunden hast«, sagte Brooke. »Was du getan hast, hätte ich nicht über mich gebracht.«

»Was hab ich denn schon getan?« Wusste sie etwa, dass ich den Dämon getötet hatte? Woher?

»Du hast versucht, Neblin zu retten«, erklärte Brooke. »Ich wäre einfach nur weggelaufen.«

»Oh, das.« Richtig, sie dachte nicht an das Töten, sondern an das Retten von Menschen. Brooke sah immer die positive Seite. Ich wusste nicht einmal, ob ich überhaupt eine positive Seite hatte, aber wenn Brooke neben mir saß, konnte ich wenigstens so tun als ob.

»Denk nicht weiter drüber nach!« Ich lenkte das Auto auf den Schulparkplatz. »Du hättest sicher das Gleiche getan, und wahrscheinlich hättest du es sogar besser gemacht als ich. Leider konnte ich ihn ja nicht retten.«

»Aber du hast es versucht.«

»Dafür ist er mir sicher dankbar.« Ich fuhr in eine Parkbucht, die für mein riesiges Auto genügend Platz bot. Es war schon komisch, der Wagen war vermutlich schwerer als alle anderen Fahrzeuge hier, obwohl die meisten Schüler Trucks fuhren. »So, da wären wir.«

Brooke öffnete die Tür und stieg aus. »Danke fürs Mitnehmen. Wir sehen uns in Sozialkunde.« Dann lief sie zu einer Mitschülerin. Ich gestattete mir noch einen langen Blick, als sie dem Mädchen im Laufschrift ins Gebäude folgte. Sie war einfach wundervoll.

Und ohne mich war sie viel besser dran.